

Paul Holmes

Die Minne in der Mystik

Versuch eines Brückenschlages aus der Philosophie in die Erotik

WELCHE ROLLE spielt die Sexualkraft (die Libido) in der mittelalterlichen Mystik? In dieser Frage wird ein Bogen zwischen der Sexualkraft und dem geistigen Auffassungsvermögen gespannt, der den Weg der Minne zu beschreiben scheint, also den Weg der aus mittelalterlicher Sicht höchsten Form der Liebe. Es ist der Bogen zwischen Begehren (sexuellem Verlangen) und Geltenlassen (des Geliebten). Mehrfach lädt uns Paulus ein, unsere Gotteserfahrung als eine Liebeserfahrung zu verstehen, mehrfach betont er den leiblichen Charakter der Erscheinung Jesu Christi auf Erden. Könnte auch unsere Liebe zu Gott eine leibliche Liebe sein? Im Folgenden werden wir zuerst den geschichtlichen Kontext des Hochmittelalters skizzieren und anschließend beleuchten wir die Schriften dreier Mystiker des Hochmittelalters, Beatrijs van Nazareth, Mechthild von Magdeburg und Heinrich Seuse.

Der gesellschaftliche Rahmen

Mit seinem Werk »Die Geschichte der Könige von Britannien« (um 1136) belegt der Chronist Geoffrey of Monmouth¹ ein wachsendes gesellschaftliches Interesse für die Entstehung und die Herkunftsformen der Menschenführung in der (west-)europäischen Kultur. Obwohl die ersten beiden der folgenden aufgeführten Gestalten auch Geoffrey nur höchst umrisshaft bekannt sein dürften, entlehnten die Romanciers des Mittelalters aus den Taten des Cornwall-Herzogs Tristan, des Britenkönigs Artur und Kaisers Karls des Großen Vorbildsmuster, an denen Geoffrey die Güte der Subjekte seiner Königsauswahl bemaß. Das Europa des angehenden 12. Jahrhunderts hallte vom (so gedeuteten) großen Erfolg des ersten Kreuzzugs wider (Wiedereroberung

¹ Kermode/Hollander (Hg.), Oxford Anthology of English Literature, Vol. 1, New York 1973.

Jerusalems Juli 1099),² der von Papst Urban II. ausdrücklich unter die Führung Gottes statt eines bestimmten abendländischen Herzogs oder Königs gestellt worden war (Konzil von Clermont, November 1095).³ Dieser Papst war wiederum beträchtlich durch das Versagen der römischen Kaiser, Investiturrechte bei der Ernennung von Bischöfen zu erlangen, gestärkt worden (Exkommunikation des Kaisers Heinrich IV.). In einer Parallelentwicklung, die sicherlich von Geoffrey beeinflusst wurde, entstanden in Burgund die Arturromanzen des Chrétien de Troyes, des Gottfried von Strassburg und des Autors von »Morizz von Craun«.⁴

Diese Romanzen (»Romanzen«, weil in der Volkssprache, nicht in Latein erzählt) bilden die Grundlage der modernen europäischen Literatur. Sie erzählen Geschichten der Ritterschaft, die, wie die Fabeln des Äsop (6. Jh. vor Chr.), Verhaltensempfehlungen mitliefern. Hauptmerkmal der Geschichten ist die physische Präsenz des heiligen Grals auf Erden, des Kelches, in dem uns der Heiland sein Blut schenkte. Vor dem Hintergrund des ersten Kreuzzuges wurde dies zum höchsten Ziel eines jeden rechtschaffenen Ritters verherrlicht. Denn im Einsatz für seinen (königlichen) Lehnsherrn förderte der sich so einsetzende Ritter den göttlichen Willen auf Erden. Er versprach sich (das belegen die Romanzen) die Entdeckung des heiligen Grals. Hinzu gesellt sich die Krönungslegende Karls des Großen, dem Papst Leo III. in der Weihnachtmesse des Jahres 800 die Kaiserwürde übertrug. Aus dieser Anerkennung des Vikars Christi durfte der göttliche Auftrag des jeweiligen Staatsherrschers abgeleitet werden. Diesen Auftrag teilte wiederum der Lehnsherr und zwar als Bestandteil seines Treueeides, den er beim Dienstantritt abgelegt hatte. Eine solche Verpflichtung eingehen zu dürfen empfand der Ritter als höchste Ehre. Denn damit waren sowohl sein Stand als auch seine Lebens(-abschnitts-)aufgabe gottgegeben.

Liebe und Minne in der Welt

Mit der aufgetragenen Gralssuche vermengt sich die alte Tradition der Minne. Dazu schreibt Siegfried Obermeier:

»Das Wort ›Minne‹ leitet sich vom althochdeutschen ›minna‹ ab, was im Sinne von Gedenken ... zu verstehen ist. Bei Festen ... wurde Verstorbenen oder Göttern ein Becher Met geweiht, und dies nannte man ›Minnetrinken‹. Dieser Brauch übertrug sich später auf christliche Heilige, bis sich das Wort in den persönlichen Bereich verlagerte und im Sinne von Zuneigung oder Verehrung ... verstanden wurde.«⁵

² RHC Davis, *History of Medieval Europe*, New York 1988.

³ RHC Davis, *History of Medieval Europe*; JND Kelly, *Oxford Dictionary of Popes*, Oxford 1986.

⁴ George Holmes (Hg.), *Oxford Medieval Europe*, Oxford 1988, S. 350.

⁵ Siegfried Obermeier, *Walther von der Vogelweide*, München 1980.

In einem Zitat von Peter Wapnewski (Quelle nicht angegeben) fährt Obermeier fort:

»Minnedienst ist Unterwerfung unter die Frau als Unterwerfung unter die Idee eines Höheren, Verheißung des Guten, dem zu dienen ruhmvoller ist ... als über Besitz zu herrschen. Das Leben des Minnedienenden ist ein Leben des Hoffens und Sehnsens ..., dem keine Erfüllung wird ...: Denn Erfüllung wäre das Ende.«

Bei Kluge⁶ findet diese Auslegung Übereinstimmung: Ableitungen aus dem altirischen ›mían‹ (Verlangen) und dem altnordischen ›minni‹ im Sinne von ›Gedenken‹ werden aufgeführt. Somit dürfen wir aus der Herkunft des Wortes ein Element der Verehrung und des distanzhaltenden Respektes ableiten. Die Gesinnung, der diese Haltung zu Grunde liegt, verschwand wohl mit dem Feudalismus im Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit.

Somit dürfen wir den Begriff »Minne« im Sinne von Verehrung, respektvoller Zuneigung, Huldigung und einer erhabenen Form der Liebe definieren.⁷ Klar scheint jedoch, dass die Minne zu jenen ritterlichen Werten passt, die in den Romanzen gepriesen wurden, und noch in der spätmittelalterlichen Literatur (Boccaccio, »Decameron«; Chaucer, »Canterbury-Erzählungen«) einen starken Nachhall fanden. So erzählt Chaucers Freiherr in seinem Beitrag zu den »Canterbury-Erzählungen« von der ritterlichen Liebe der Edelfrau Dorígen, die jahrelang den Umwerbungen des schönen Jünglings Aurel Widerstand leisten musste, während ihr Gemahl Arveragus für seinen Lehnsherrn in Britannien abwesend war. Als es Aurel unter Einsatz der Astrologie auch noch gelang, den sehnlichsten Wunsch der Dorígen zu erfüllen, reagierte diese trotz des drohenden Treubruchs in ritterlicher Manier. Denn genau die Abwesenheit ihres (inzwischen zurückgekehrten) Gemahls war es, die ihre Liebe zu ihm verklärte.

Schon 150 Jahre zuvor protestierte der Minnesänger Walther von der Vogelweide gegen die Vorstellung, dass die Minne der Adelschicht vorbehalten sei:

Viele schelten mich, dass ich
an schlichtes Kind wend· meinen Sang.
Die verkennen sicherlich
was Liebe ist ihr Leben lang:
Nein, sie traf die Liebe nie,
die nach dem Reichtum und der Schönheit minnen,
weh! Wie minnen die?⁸

⁶ F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1995.

⁷ Ich wage zu behaupten, dass diese Höchstform der Liebe der des Platon (»Symposion«) gleichkäme – doch sprengt eine Untersuchung dieser Theorie den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes.

⁸ Walther von der Vogelweide, Mädchenlieder, Nr. 3, Übersetzung K. Simrock.

In der von Walther mit Begeisterung geförderten Verbürgerlichung der Gesellschaft, die sich im Hochmittelalter stark beschleunigte, und in der damit einhergehenden Übernahme ritterlicher Tugenden in diese Gesellschaft sehen wir eines der beiden Hauptmerkmale einer neuen Spiritualität. Den anderen Impuls gibt das bereits erwähnte, aus dem Investiturstreit verstärkt hervorgehende Papsttum, das sich endlich wieder Glaubensfragen anstatt der Sicherung seiner Existenz widmen konnte. Im Laufe des 12. Jahrhunderts erblühten sowohl neue Orden wie auch »ungeregelte« Laiengemeinschaften in solcher Anzahl, dass die Päpste des Folgejahrhunderts allgemein (und verdrießlich) beschlossen, keine neuen Orden zuzulassen und Laienbewegungen aufs schärfste zu beobachten.

Die Minne in den Konventen

So wurde in Reaktion auf die Weltlichkeit der Cluniazenserklöster und einer Fehlentwicklung im eigenen Kloster Molesmes nach einer neuen Armut in Cîteaux (Burgund) getrachtet: Es entstand der Zisterzienserorden, dessen Ausbreitung durch die gekonnte Verwaltung Stephan Hardings (des Abtes von Cîteaux) und durch den Leumund Bernhards de Fontaines (des Abtes von Clairvaux) das Europa des 12. Jahrhunderts prägte. Parallel wurden die Chorherren auf Initiative des Papsttums reformiert: Aus dieser Zeit stammen die berühmten Chorherrenstifte Rottenbuch (Bayern) und am Großen Bernhardinerpass (Schweiz). Im 12. Jh. gründete der hl. Norbert von Xanten im gleichen Geist den Prämonstratenserorden. Aber von besonders hoher Signifikanz für die Entwicklung der neuen Spiritualität wurde die Ausbreitung der Beginenhöfe besonders in Holland, Flandern, Burgund, am Niederrhein und in Italien. Diese bestanden aus Frauen höheren Standes, die hauptsächlich in den Großstädten in »ungeregelter« Gemeinschaft lebten und wirkten. Das zwölfte Jahrhundert war eine Zeit des Konsolidierens nach gewonnenem (geistigen, wie auch territorialen) Frieden und des wachsenden Wohlstands. Die Entstehung der Stadtrepubliken in der Toskana, der Lombardei und Venetien und die zunehmende Wichtigkeit der Ländereien Flandern, Brabant, Unterlothringen und Ostengland wurden durch die dort stattfindene Verstädterung vorangetrieben, die wiederum durch den Handel und das stabile Geld begünstigt wurde. Es entstand eine neue, selbstbewusste Architektur, die mit ihrem Einzug in Norditalien spöttisch »gotisch« (=»barbarisch«) getauft wurde. Und nach den Jahrzehnten des lähmenden Investiturstreites und der Fremdenübergrieffe entdeckte man erneut die Muße.

Nicht deswegen wurden allerdings die Beginenhöfe gegründet, sondern um der Gesellschaft Beistand zu leisten in Zeiten des Umbruchs. In den wachsenden neuen Städten gab es Kranke, deren Familien weit weg auf dem Lande lebten, Desorientierte, die einen Halt in einer ungewohnten Umgebung brauchten oder Jugendliche, die ihr Glück suchten. Nach dem gelebten

Vorsatz des »noblesse oblige« verpflichteten sich viele Frauen des mittleren, gar hohen Adels, die Latein lesen und schreiben konnten und zu den Texten der klassischen Philosophie Zugang hatten, zu einem Gemeinschaftsleben als Beginen. Dazu musste man nicht – anders als bei den Ordensschwestern – Gelübde ablegen und nicht zölibatär leben. Man brachte sich nach eigenen Fähigkeiten mit der Arbeit im Beginenhof ein, sei es »nur« als Wäscherin oder Näherin. Sinnstiftend waren das gemeinsame Leben im Evangelium und die Nachfolge Christi. Aus dieser Lebensform und aus den Möglichkeiten, die aus ihr entstanden, konnten sich eine Reihe hochbegabter Frauen in ihren prophetischen Gaben entfalten. Wie wir anhand des Beispiels der Edelfrau Dorigen⁹ erfahren konnten, drückte sich diese Prophetie eben ritierlich aus.

Philosophische Betrachtungen

Soweit zur Minne. Betrachten wir den Begriff »Mystik«. Dieser hat in der Philosophie eine lange Tradition: Es findet sich schon in der Antike der mystische Gedanke: Wie wesenseinheitlich sind (wenn überhaupt) Mensch und Gott? Die persongewordene Brücke zwischen Athen und Rom bildet hier Plotin (204-269 n.Chr.), der »Neuplatonist«, der das Tor zu Platon (wie Boethius das Tor zu Aristoteles) für das Mittelalter bildete.¹⁰ Sein Werk »Die Enneaden« berichtet über die Unio mystica, dass sie Richtung und Ziel alles Erkennenden werden sollte, nicht aber vollendet wird:

»Aber auch in der Ekstase vollzieht sich keine Vergöttlichung des Menschen. Wir werden nicht göttlich, sondern nur gottähnlich. Der Geist des Menschen ist auch in seinem »göttlichen« Seelenfünklein immer nur ein Abbild des wirklich göttlichen Urbildes, wie Plotin in Enn. VI 8, 18 mehrfach ... zum Ausdruck bringt.«¹¹

Eine ähnlich große Bedeutung für die minneastische Mystik hatte Dionysius Pseudo-Areopagita (6. Jh.), der den mystischen Weg gleich zweifach beschrieb. Die Gegenwart Gottes kann als positive Aussage erfasst werden, wie z. B. in der Hohelied-Hermeneutik Bernhards von Clairvaux (das Kommen und Gehen des göttlichen Geliebten)¹² – das ist der Weg der kataphatischen Mystik. Dem gegenüber steht eine apophatische Mystik, eine sogenannte negative Theologie: »Da aber Gott der Überseiende ist, muss (die positive Theologie) stets durch die höhere negative Theologie korrigiert werden ...«¹³ Diese blende das Geschöpfliche aus, um das Unaussprechliche hervortreten

⁹ G. Chaucer, Canterbury Erzählungen.

¹⁰ Lateinische Übersetzungen Platons waren im Mittelalter verfügbar, solche des Aristoteles jedoch erst ab 1275.

¹¹ Johannes Hirschberger, Geschichte der Philosophie, Band I, Freiburg i.Br. 1976.

¹² Bernard McGinn, Die Mystik im Abendland, Band II, Freiburg i.Br. 1996.

¹³ Johannes Hirschberger, aaO.

zu lassen. Anders als Plotin betont Dionysius die Wirklichkeit einer Vereinigung mit Gott, und zwar in drei ontologischen Stufen: Reinigung, Erleuchtung, Vollendung. »In der Menschenseele vollzieht sich die Rückkehr (zu Gott) über den Glauben und das betrachtende Gebet bis zur ekstatischen Einigung mit dem Einen.«¹⁴

Dieser veritable Reichtum an Gedankengut lag den Christen des ausgehenden 11. Jh. schon vor. Auch das Neue Testament bildet eine Anregung zur mystischen Betrachtung mit dem paulinischen Begriff »Sein-in-Christo« (vgl. Gal 2,20 ›Einwohnung Christi‹; Kol 1,27 ›Christus unter Euch‹; das Canticum der Liebe, 1 Kor 12-14).¹⁵ Interessant für den Mediävisten ist der Prozess der Personifizierung des menschlichen Gottesbezuges: Die Philosophen der Antike blieben bei dem jenseitigen Charakter des Olymp und der menschlichen Unerfahrbarkeit der Gottheit (Pythagoräismus). Die Entkoppelung der Götter war insofern erklärbar, als dass sie sonst an dem menschlichen Leiden teilhätten (und so wären sie keine Götter mehr!). Plotin ist seinen Lehrmeistern noch treu, doch verzeichnet man einen Gesinnungswandel weg von der heraklitischen Strenge (Unnahbarkeit des Olymps) hin zum Weg einer Gottannäherung diesseits. In seiner Emanationslehre drückt er die dynamische »Anwesenheit« des Schöpfers in seiner Schöpfung aus. Hier ist Gott auf eine gewisse Art und Weise »erfahrbar«: dem Einzelnen ist aufgetragen, sein Leben so auf diese Erfahrbarkeit auszurichten, dass sich die Seele von ihrem Abfall erlösen kann.¹⁶ Plotin war kein bekennender Christ, aber seine Emanationslehre zeigt interessante Parallelen zur paulinischen Lehre der ausströmenden Liebe Gottes in die Welt auf. Als abschließende Entwicklung vervollständigt Dionysius mit seinem Dreistufenweg zur Vollendung (in dieser Welt) den hermeneutischen Rahmen, vielleicht sogar die ontologische Begründung¹⁷ für eine praktizierte unio mystica.

Dass sich Dionysius mit dem Namen eines paulinischen Neophyten (Apg 17,34) ziert, hat sehr wohl seine Bewandnis. Die Erscheinung Jesu Christi, des Sohnes Gottes auf Erden und sein Wirken unter den Menschen aus der Liebe heraus machen die klassischste aller antiken Gottesdarstellungen (vorausgesetzt, man akzeptiert die Möglichkeit einer solchen Gottesdarstellung) obsolet. Unter allen Aposteln ist es Paulus, der Jesu Umgang mit der Liebe am wirksamsten hervorhebt. Spätestens seit Plotin galt es in der Philosophie, diesen persönlichen und liebenden Gott mit der Gotteslehre der Antike zu vereinbaren. Es entsteht sozusagen ein Regenbogen (nichts so Konkretes wie

¹⁴ Vgl. Johannes Hirschberger, aaO.

¹⁵ Otto Langer, *Christliche Mystik im Mittelalter*, Darmstadt 2004.

¹⁶ Vgl. Johannes Hirschberger, aaO.

¹⁷ Vgl. Johannes Hirschberger, aaO.

eine Brücke!) zwischen dem unaussprechlichen, unerkennbaren Numinosen und der wissenschaftlich ergründbaren physischen Welt.

Mit diesem Regenbogen beschäftigten sich eine Reihe SeherInnen, ProphetInnen, PhilosophInnen, ja auch Scharlatane. Die Unterscheidung der Wissenschaftsbereiche, der wir heute frönen, war im Mittelalter unerwünscht. So nimmt sich Hildegard von Bingen (1098-1179) die Freiheit, sich über die Astrologie, das Himmelsgestirn, die Schöpfungslehre, das menschliche Verhalten, den Körper, dessen Krankheiten und die Heilungsmöglichkeiten zu äußern – für heutige Maßstäbe eine enorme Spanne. Dazu dichtet und komponiert sie. Sie hätte sich verwundert gezeigt, wenn man den Zusammenhang zwischen ihrer Kosmologie und (z.B.) ihrem Bühnenwerk »Ordo Virtutum« erfragt hätte. Das sind alles Aspekte des Hauses Gottes, in dem wir leben. So ist das auch mit anderen MystikerInnen in dieser Zeit: Ob in gelehrten Schriften, Zeugnisablegung oder Dichtungen, die Form ist nicht ausschlaggebend. Wichtig ist der Minnedienst an Gott, der durch diese Medien dargestellt wird.

Gott im Fleisch

Schon Bernhard von Clairvaux predigt die (geistige) Armut als Grundsatz der Gotteserfahrung. Er folgt der überlieferten Stufenformel in der Realisierung: *consideratio, contemplatio, compassio*.¹⁸ Die erste Stufe ist ein Zusammentragen persönlicher Erfahrungen und literarischer Quellen (aus der »lectio divina«), die zweite dann eine strukturierte Besinnung auf diese einschließlich dem Gebet, bis einem mit Hilfe der Vorstellungskraft in der dritten Stufe der Leidensweg Christi gegenwärtig wird. Das beste Beispiel in der Umsetzung (und Fortentwicklung) dieser Methodik liefert Heinrich Seuse (Konstanz, 1295 – Ulm, 1366). Dieser Dominikanermönch war ein Schüler von Meister Eckhart und verfasste nach dessen Tod eine apologetische Schrift, um seine Lehre der Gelassenheit (Das Buch der Wahrheit) zu unterstützen. Aufschlussreicher für seinen Werdegang in der Mystik sind jedoch seine autobiographischen Werke »Horologium Sapientiae« (vor 1139) und die Vita »Der Seuse« (nach 1362). Aus diesen Werken, wo er sich als »den Diener«, gelegentlich »den Minnediener« beschreibt, erfahren wir eine aufs intensivste erlebte Mystik. Zweifellos wurde Seuse (durchaus von ihm gewollt) zum Vorbild für seine Mitbrüder, für die er allerdings auch zum äußerst anstrengenden Zeitgenossen geworden sein musste. Zweiundzwanzig Jahre lang praktizierte er eine Extremaskese, indem er unterm Habit ein mit Nadeln bespicktes Haarhemd trug, sich ein handgroßes Kreuz mit Nägeln anfertigen ließ, und dieses (auch nachts) mit einem Riemen am Rücken festschnallte, die Nägel im eigenen Fleisch, sich geißelte, bis er das blutüberströmte Bildnis Christi am

¹⁸ Vgl. Johannes Hirschberger, aaO.

eigenen Leibe darstellte, und sich jede Art von Bequemlichkeit (auch Schlaf!) verbat. Auch Essig und Salz kamen zur Anwendung. Aus der Sicht des »schwachen Fleisches« (Mt 26,41) ist seine Argumentation nachvollziehbar: Die Vorstellungskraft, auf die man in der zweiten bernhardinischen Vertiefungsstufe hingewiesen wird, hat nunmal ihre allzu menschlichen Grenzen. Man läuft Gefahr, es auch mit der *compassio* bei der Vorstellung zu belassen. Wir Menschen brauchen Härteres, wenn wir das Leiden Christi »im willigen Geiste« (ibid.) vergegenwärtigen wollen. Es kann nichts Hehreres auf Erden geben, als den Leidensweg unseres Heilands mitzugehen. Aus dem Miterlebten entstand für Seuse seine Liebe zu Gott.

Der Dienst als Braut Christi

Etwas anders entwickelte sich die *gelebte* Mystik bei den Beginen. Auch ihnen stand Bernhard als größtes Vorbild vor Augen, auch bei ihnen strebte man einer Verwirklichung der *compassio* entgegen. Es entstand in den Beginenhöfen eine Brautmystik, in der man sich mit Jesus vermählt fühlte, und diesen quasi als »Gatten« vermisse. Gerade diese Abwesenheit des Geliebten wurde zur physischen Pein, und so erfuhr man Gott am intensivsten. Beatrijs van Nazareth (Leuven, 1200-1268) beschreibt in ihrem Buch »De seven manieren van minne« sieben verschiedene Erscheinungsformen der Liebe zu Gott, von denen die zwei letzten »Fortgeschrittene« darstellten: 1. Begehren; 2. Dienst; 3. Sehnsucht, 4. Freude; 5. Wallung; 6. Brautschaft; 7. Verlassenheit.¹⁹ Eben in der Verlassenheit fühlte man sich seinem Geliebten am nächsten. Nun lässt sich diese Erfahrung mit der ritterlichen Zurückhaltung einer Dörigen in der Literatur und mit der apophatischen *unio mystica* eines Dionysius in der Philosophie sehr gut vereinbaren. Gerade die bloße Vorstellung, die Unaussprechlichkeit, das *Noli-me-tangere* des Geliebten in seiner Abwesenheit ist es, die ihn real erscheinen lassen. Daher fällt es Dörigen »leicht«, die Versuchungen des Schönlings Aurel zu umschiffen, so präsent ist ihr Gatte in seiner Abwesenheit. So ist die negative Theologie des Dionysius, in der man Gott letzten Endes als ein Nichts erfährt, jedem Versuch einer Beschreibung Gottes überlegen. Ich möchte hier die Voraussetzung wiederholen und betonen, dass der christliche Gott ein persönlicher, einmal menschgewordener Gott ist, der Menschen zu sich genommen hat, Menschen als Nachfolger wählte und eine menschliche Institution auf Erden gründete, die eine Person mit seiner Vertretung betreut. Platon hätte sich nie an die Spekulation eines Menschensohnes gewagt.

Weniger systematisch, dafür gewaltiger in der Zeugnisablegung ist in ihrem Buch »Das fließende Licht der Gottheit« die Begine Mechthild von Magdeburg (Magdeburg, 1207 – Helfta, 1282). Hier wird der Menschensohn in der nächtlichen Kernate empfangen:

¹⁹ Saskia Murk-Jansen, *Brides in the Desert*, London 1998.

Der Mensch: »O Herr, liebe mich leidenschaftlich und liebe mich oft und lange! Denn je häufiger du mich liebst, desto reiner werde ich; je leidenschaftlicher du mich liebst, desto schöner werde ich; je länger du mich liebst, desto mehr werde ich geheiligt hier auf Erden.«

Der Herrgott: »Dass ich dich häufig liebe, das entspricht meiner Natur, denn ich selbst bin die Liebe; dass ich dich leidenschaftlich liebe, das entspricht meinem Begehren, denn ich begehre, dass man mich leidenschaftlich liebt; dass ich dich lange liebe, das entspricht meiner Ewigkeit, denn ich bin ohne Ende.« (Buch I, XXIII-XXIV)

Dieses Stoßgebet gleicht allerdings der zweiten bernhardinischen Stufe der *contemplatio*; an die *compassio* kommt Mechthild, wie schon ihre Zeitgenossin Beatrijs, erst durch die Abwesenheit des Herrn und den damit einhergehenden, so empfundenen schmerzvollen Liebesentzug.

Sexualität und Mystik

Es wäre töricht, den Gebrauch solcher sexuellen Metaphorik geflissentlich zu übersehen. Genauso töricht wäre es so zu tun, als könnte man unmöglich die sexuelle Energie in die Suche nach Gott investieren. Denn auch die Minne setzt die eigentliche Liebe voraus: Liebe-in-Abwesenheit suggeriert eine Liebe-in-Anwesenheit; Liebe zum Unerreichbaren transzendiert die Liebe zum Erreichbaren. Dass das (auch zeitweilig) Unerreichbare an der Liebe eingestanden wird, macht die Sachlage erst ritterlich. Was bei Mechthild und anderen Beginen auffällt, ist der unbekümmerte Umgang mit der Sexualmetaphorik. Manche Kommentatoren sprechen von einer »unterdrückten, ins Religiöse verschobenen« Sexualität, als ob das Einzige, das man mit der Sexualkraft anfangen könnte, der Koitus wäre. Diese Leute haben nicht nur große Künstler, Schriftsteller und Dichter, sondern auch manche(n) UnternehmerIn unserer heutigen Zeit ignoriert. »Ich bin verheiratet mit der Firma« sagen diese, nicht ganz als Witz gedacht. »Die Firma« war im Hochmittelalter vielerorts Gott. Anstatt sich um 20.30 noch vorm Büro-PC einzusetzen, tat man das Gleiche im Chor, bei der Komplet:

Zur Mette:	Liebese Erfüllung – eine süße Seligkeit,
Zur Prim:	Liebesehnsucht – eine süße Last,
Zur Terz:	Liebese lust – ein süßer Durst,
Zur Sext:	Liebese mpfinden – ein süßes Kühlen,
Zur Non:	Liebese tod – eine süße Qual,
Zur Vesper:	Liebese verströmen – ein süßes Gießen,
Zur Complet:	Liebese ruhe – eine süße Freude. (op.cit. Buch I, XXX)

Im Falle der Frauen könnte es sein, dass die Sexualekraft in die unio mystica umzulenken war. Dort gilt es, Gott in der Union zu empfangen. Es ist schwierig, in der Gewalt, die Seuse sich selbst zufügte, etwas anderes als eine Unterdrückung der Sexualekraft zu sehen. Die Deutung als ›Teilnahme am Leiden Christi‹ wäre hier ein hübscher Vorwand, der in der Substanz nichts änderte. Die Frage, ob Masochismus mit im Spiel wäre, kann man schnell ausschlagen: Seuse hätte genau das Gegenteil der gewünschten Selbstzüchtigung eingeleitet, nämlich eine sexuelle Erregung. Als Bestandteil eines auch vorgeschützten Leidensweges wäre dies irrelevant. Genauso schwierig ist es, homoerotische Züge zu verzeichnen, denn Seuse hielt diese Praxis über zweiundzwanzig Jahre mit wechselnder Konstanz aufrecht. Mit dem Abflauen der Sexualekraft in den mittleren Jahren stellte er die Praxis ein. Das deutet alles eher auf Unterdrückung, bestenfalls Umleitung in die Askesse hin als auf ein Ausleben der Sexualekraft durch die Union mit Christus.

Erfüllung der Sehnsucht

Die Brautmystik des hl. Bernhard von Clairvaux (Predigten zum Hohenlied) entstand zu einem Zeitpunkt, als die bürgerliche Gesellschaft ritterliche Tugenden übernahm und sich in den neuen Universitäten mit den Schriften des Platon bzw. Plotin und des Aristoteles auseinandersetzte. Die Strömungen der Gedanken in der Auslegung der menschlichen Affekte harmonisierten eine Zeit lang dergestalt, dass eine neue Spiritualität der Leibhaftigkeit Christi entstehen konnte. Die ritterliche Auffassung der Minne stand Pate für eine Realisierung im Gebetsleben der höchsten Form der platonischen Liebe: Hier ist es gerade die Abwesenheit des Geliebten und das einhergehende Leiden, die dem Leidenden die Leibhaftigkeit dieser Liebe gegenwärtig werden lassen. Beatrijs van Nazareth stellt als eine der möglichen Erscheinungsformen die Sehnsucht dar: Hier könnten wir eine typische homosexuelle Haltung entdecken. Geschichtlich gesehen sind Tausende gleichgeschlechtlich Veranlagte gestorben, ohne die Sehnsucht auf ein gemeinsames Leben erfüllen zu können. Tausende andere wiederum fanden ihren Halt in Gottes Schoß (siehe die berühmte Darstellung »Christus und Johannes« aus dem Dominikanerinnenkloster Heiligkreuztal, Anno 1310), also im – oft klösterlichen – Gebetsleben. Die Erfüllung dieser Sehnsucht im Glauben ist das schönste Vermächtnis der mittelalterlichen Lehren der Mystik.

*John-Paul Holmes MA (Oxford) ist Dichter, Philosoph und arbeitet in München als Bausachverständiger im Angestelltenverhältnis.
Korrespondenz über die E-Mail-Adresse: Old_European@gmx.com.*